

Thorsten Klottka

ENDANFLUG

Geschichten aus einem
bewegten Leben



Endanflug

Widmung

Ich widme dieses Buch

Dir, lieber Oliver,

der mit einem scheinbar harmlosen Satz den Startknopf gedrückt hat: »Schreib' doch ein Buch.« Du trägst also eine gewisse Mitschuld. Danke für die gemeinsamen Erlebnisse, für Freundschaft, Diskussionen, Umwege und dafür, dass du immer wieder gezeigt hast, dass man über fast alles lachen kann – notfalls später.

Dir, meine liebe Gaby,

der besten Ehefrau von allen. Danke für Deine Geduld, Deinen Humor, Dein Mitfliegen durch alle Höhen und Tiefen und dafür, dass du mich auch dann liebst, wenn ich wieder einmal in meinen eigenen Geschichten hängen bleibe. Ohne dich wäre vieles anders – und fast nichts besser.

Dir, meine liebe Denise,

die mich so glücklich gemacht hat, dass du Oliver zu Deinem Ehemann genommen hast, und vor allem, dass Du mich zum glücklichsten Opa der Welt gemacht hast. Ich versuche ein guter Opa zu werden.

Dir, mein lieber Kilian,

der mit einem einzigen Blick den ganzen Tag retten kann. Danke, dass Du mir gezeigt hast, dass man kämpfen muss, um zu überleben und Du mich daran erinnerst, was wirklich wichtig ist.

Dir, meinem lieben Bruder Sven,

mit dem ich mir nicht nur Gene, sondern auch Erinnerungen, Running Gags und den einen oder anderen Unsinn teile. Manche Szenen wären ohne dich nur halb so chaotisch – und damit auch nur halb so erzählenswert.

Dir, meinem lieben Vater,

Ich hätte Dich gerne noch länger gehabt.

Und schließlich widme ich dieses Buch allen, die mich ein wenig mögen – denen, die ein Stück des Weges mitgegangen sind, die in diesen Seiten vorkommen oder vorkommen könnten. Wer sich wiedererkennt, darf lächeln. Wer sich nicht wiedererkennt, war vielleicht nur zur falschen Zeit am richtigen Ort. Dieses Buch ist für euch.

Danke, dass ihr meine Geschichte mitgeschrieben habt.

THORSTEN KLOTTKA

ENDANFLUG

GESCHICHTEN AUS EINEM BEWEGTEN LEBEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Thorsten Klottka

Herstellung und Verlag:

BoD · [Books on Demand GmbH](#), Überseering 33, 22297 Hamburg

ISBN: 978-3-6963-4666-9

INHALT

Vorwort	13
KAPITEL 01 – Der Neue	15
KAPITEL 02 – Mandelstraße	16
KAPITEL 03 – Moers	19
KAPITEL 04 – Zu Hause	21
KAPITEL 05 – Aufbaurealschule Rheinkamp	23
KAPITEL 06 – Die Ausbildung	26
KAPITEL 07 – Der Umzug ins Haus nach Neukirchen-Vluyn	28
KAPITEL 08 – Die Moppedzeit	29
KAPITEL 09 – Moppedurlaub nach Grömitz	30
KAPITEL 10 – Moppedurlaub – Fahrt nach St. Tropez	31
KAPITEL 11 – Die erste Wohnung	33
KAPITEL 12 – Der Führerschein	35
KAPITEL 13 – Das erste Auto	36
KAPITEL 14 – Mein Vater	37
KAPITEL 15 – Irgendwann Anfang der 80er – Ingo	39
KAPITEL 16 – Jordanien Teil 1 1982	43
KAPITEL 16 – Jordanien Teil 2 Vom Zahntechniker zum Scheich-Manager	45
KAPITEL 16 – Jordanien Teil 3	48
KAPITEL 16 – Jordanien Teil 4 Ida	50

KAPITEL 16 – Jordanien Teil 5 Ida und das Tote Meer	52
KAPITEL 16 – Teil 6 Amman Diplomatenviertel	54
KAPITEL 16 – Teil 7 Feiern hinter verschlossenen Türen	56
KAPITEL 16 – Jordanien Die Heimat ruft	58
KAPITEL 17 – Europa, Deutschland, zu Hause	61
KAPITEL 18 – Eignungstest bei der Bundeswehr	62
KAPITEL 19 – Der neue Job	63
KAPITEL 20 – Zwischen Käfer, Kumpels und Kasernenbefehl	66
KAPITEL 21 – Der erste Tag	68
KAPITEL 22 – Die Musterung	70
KAPITEL 23 – Grundausbildung	72
KAPITEL 24 – Überfahrt	74
KAPITEL 25 – Die 2er Bude	77
KAPITEL 26 – Grundausbildung in Giebelstadt	79
KAPITEL 27 – Reichswaldkaserne Goch	81
KAPITEL 28 – Neustart als Soldatenzahntechniker	83
KAPITEL 29 – Der Flieger	86
KAPITEL 30 – Der Lebensretter Teil 1	88
KAPITEL 31 – Der Lebensretter Teil 2	90
KAPITEL 32 – Stabsarzt Pünder	93
KAPITEL 33 – Die Tage in der Reichswaldkaserne	96
KAPITEL 34 – Urlaub vom Soldatenleben Der Ofen	98
KAPITEL 35 – Eintreffen der Stabsärzte	101
KAPITEL 36 – Spanische Kultur	103
KAPITEL 37 – Zurück bei der Truppe	104

KAPITEL 38 – Die letzten Tage der Pflichtzeit (mit Farbeinsatz)	105
KAPITEL 39 – Auftrag erledigt	108
KAPITEL 40 – 1985 wieder im Job und Umzug nach Köln	110
KAPITEL 41 – Nachtarbeit, Mai 1986	112
KAPITEL 42 – Die Frau meines Lebens	114
KAPITEL 43 – Neue Lage. Zurück in Köln. Verliebt.	116
KAPITEL 44 – Zwischen Domblick und Dachboden	117
KAPITEL 45 – Abschied von Köln, Willkommen Landleben	119
KAPITEL 46 – Praxis E & P in Goch – 01.10.1986	121
KAPITEL 47 – Reiselust 1987	124
KAPITEL 48 – Hochzeit	126
KAPITEL 49 – 1988 Blümabauch	128
KAPITEL 50 – Karibik Kur	129
KAPITEL 51 – Cater Carlo (Mallorca 1995)	132
KAPITEL 52 – 1991 – Oliver	136
KAPITEL 53 – Unser Leben dreht sich (1991 –Fuerteventura)	139
KAPITEL 54 – Das Team und Freizeitausgleich	142
KAPITEL 55 – License to Fly	144
KAPITEL 56 – Der erste Burger	148
KAPITEL 57 – Indian Summer	151
KAPITEL 58 – Die Fliegerei – Arbeit ohne Ende	154
KAPITEL 59 – Anflug Paderborn – »Bahnhof ist NOVEMBER«	159
KAPITEL 60 – Die Prüfung	162
KAPITEL 61 – Der erste Überseeflug	166
KAPITEL 62 – Die Skifahrer-Gang – Teil 1	169

KAPITEL 62 – Die Skifahrer-Gang – Teil 2	172
KAPITEL 63 – US Classics	175
KAPITEL 64 – Mark	178
KAPITEL 65 – Erste Geschäfte	181
KAPITEL 66 – Route Sixty Six – Goch will uns doch	184
KAPITEL 67 – Lager Geldern	187
KAPITEL 68 – Hier wächst nix	190
KAPITEL 69 – Der Wiener	194
KAPITEL 70 – American Diner	196
KAPITEL 71 – Der Boxster	199
KAPITEL 72 – Weiterbildung in den USA	202
KAPITEL 73 – Tongo	206
KAPITEL 74 – Moskau	209
KAPITEL 75 – Eine wirklich schwere Entscheidung	213
KAPITEL 76 – Die Trennung und Party	215
KAPITEL 77 – Abschied von der Zahntechnik	218
KAPITEL 78 – Fußball mit Papa Klottka	222
KAPITEL 79 – Das Boot (1999)	225
KAPITEL 80 – Expansion	227
KAPITEL 81 – Big Apple Düsseldorf	229
KAPITEL 82 – Legoland	232
KAPITEL 83 – Der Auftrag	235
KAPITEL 84 – Schlösser	239
KAPITEL 85 – James	241
KAPITEL 86 – Abschiedsgeschenk	244

KAPITEL 87 – 2002: Palm Springs und weitere Gastronomieprojekte	248
KAPITEL 88 – Hollywood Berlin: Ali möchte eine ganz coole Kneipe	251
KAPITEL 89 – Cockpit 1998	255
KAPITEL 90 – Aquamigo	260
KAPITEL 91 – Sommermärchen 2006	264
KAPITEL 92 – Veränderungen	271
KAPITEL 93 – Neue Türen öffnen sich	273
KAPITEL 94 – Costa Luminosa	277
KAPITEL 95 – Viva Las Vegas	284
KAPITEL 96 – Yes, Ma’am	291
KAPITEL 97 – Costa Deliziosa und das Kleinbootgeschäft	295
KAPITEL 98 – Wien und Keystone	299
KAPITEL 99 – Jamaika	307
KAPITEL 100 – SIR ARTUR	310
KAPITEL 101 – Bowlingcenter	314
KAPITEL 102 – Karibik, Broadway und das Riesenbist	320
KAPITEL 103 – Oli in Aachen, Mexikanische Riviera	325
KAPITEL 104 – Der Unfall	329
KAPITEL 105 – Frank	335
KAPITEL 106 – Costa Fascinosa	339
KAPITEL 107 – Jungfernfahrt	343
KAPITEL 108 – London	349
KAPITEL 109 – Familienurlaub mit SIR ARTUR	354
KAPITEL 110 – Golfprojekte national und international	360
KAPITEL 111 – PGA Golfshow in Orlando und the dark side of life	366

KAPITEL 112 – Na denn mal los	372
KAPITEL 113 – Jim, du musst mein Boot holen	378
KAPITEL 114 – Apherese und Monaco	383
KAPITEL 115 – Monaco	386
KAPITEL 116 – Olis Umzug nach London Limehouse	391
KAPITEL 117 – Matthias Reim	394
KAPITEL 118 – Transplantation	398
KAPITEL 119 – Dubai	402
KAPITEL 120 – Willi	405
KAPITEL 121 – Orlando, Antigua und Jürgens Unfall	408
KAPITEL 122 – Salatöl, Kunstrasen und Männer mit Knopf im Ohr	413
KAPITEL 123 – Island 2014	418
KAPITEL 124 – Geschäftsumstellung	422
KAPITEL 125 – Mauritius	428
KAPITEL 126 – Grenada	431
KAPITEL 127 – Joes Vintage Gaspumps und Hawaii	434
KAPITEL 128 – Hawaii Kauai	439
KAPITEL 129 – Wieder ein 11er	444
KAPITEL 130 – Safari	446
KAPITEL 131 – Orlando und Kuba	450
KAPITEL 132 – Saint Lucia	455
KAPITEL 133 – Das KLEINE PATENT	460
KAPITEL 134 – Moppedfahren	463
KAPITEL 135 – Philippinen, Hongkong und ein bisschen Eifel	467
KAPITEL 136 – Oke	476

KAPITEL 137 – Corona...trotzdem Urlaub	478
KAPITEL 137 – Corona...trotzdem Urlaub Teil 2	482
KAPITEL 138 – Dolomiten mit Sven	485
KAPITEL 139 – Kreta	490
KAPITEL 140 – Motorradfahren in den Dolomiten	494
KAPITEL 141 – Denise	498
KAPITEL 142 – Corona, Firma, Jobs und Familie	502
KAPITEL 143 – Budapest	510
KAPITEL 144 – Green Day, Corona und Hein auf Sardinien	513
KAPITEL 145 – Turks and Caicos	522
KAPITEL 146 – Das neue Motorrad	526
KAPITEL 147 – Denise und Oliver – Hochzeit 2024	531
KAPITEL 148 – Nebenwirkungen	535
KAPITEL 149 – Familienurlaub	539
Opa KAPITEL 2025 – Kilian Yung Kit	544
Schlussworte	546

VORWORT

»Schreib' doch ein Buch«, hast du gesagt, Oli.

Nun ja – hier ist es. Du hättest präziser sein müssen.

Statt eines dünnen Heftchens mit drei Anekdoten ist es eine ziemlich ausführliche Sammlung aus Erinnerungen geworden. Geschichten, die das Leben geschrieben hat – und ich habe sie nur eingesammelt, so gut ich konnte. Weitgehend chronologisch, mit ein paar Abkürzungen, Umwegen und Sackgassen. Eben wie das echte Leben: Der Plan ist geradeaus, der Weg ist Zickzack.

Es ist geschrieben wie mein Leben: niemals perfekt, immer spannend und meistens schön. Wer literarische Hochsprache, makellose Dramaturgie und fein dosierte Metaphern erwartet, sollte vielleicht lieber im Feuilleton anfangen. Hier gibt es Alltag statt Hochglanz, Herz statt großen Pathos – und ab und zu eine Bruchlandung im Kommafeld.

Viele der Geschichten durfte ich nicht alleine erleben. Manche von euch werden sich wiederfinden – manchmal glasklar, manchmal nur im Schatten eines Dialogs oder in einer Randbemerkung. Wenn sich jemand falsch zitiert fühlt: Das liegt entweder an meinem Gedächtnis – oder an deiner Version der Wahrheit. Im Zweifel einigen wir uns bei einem Getränk darauf, dass es »damals halt so war«.

Warum Endanflug?

Weil man erst im Landeanflug so richtig merkt, wie der Flug war: zu laut, zu leise, zu wild, zu brav, zu kurz oder erstaunlich lang. Dieses Buch ist so eine Art Blick aus dem Kabinenfenster kurz vor der Landung – mit dem Versuch, unterwegs noch einmal alles Revue passieren zu lassen: die Turbulenzen, die ruhigen Phasen, die schönen Aussichten und die Momente, in denen die Ansnallzeichen leuchteten.

Dass dieses Buch überhaupt existiert, liegt auch an denen, die mich begleitet, ertragen, angespornt und manchmal liebevoll geschubst haben. Ohne euch wäre mein Leben ruhiger gewesen – aber auch deutlich langweiliger. Und ein langweiliges Leben hätte dieses Buch wirklich nicht verdient.

KAPITEL 1

DER NEUE

Hallo zusammen, 19. November 1961, da bin ich also. Es kann losgehen. Im Moment noch etwas gehandicapt, aber mir wird ja geholfenMoers – eine Stadt, die vor allem dadurch bekannt wurde, dass sie den großartigen Kabarettisten Hanns Dieter Hüsch hervorgebracht hat. Ich nehme es sportlich, dass ich in der öffentlichen Wahrnehmung der zweitwichtigste Export dieser Stadt geblieben bin.

Moers liegt am Niederrhein, nah dran am Ruhrpott – geografisch gesehen das Niemandsland zwischen weiten Feldern, stillgelegten Zechen und Menschen, die reden, bevor sie denken, aber oft das Richtige sagen. Hier wurde ich geboren, aufgezogen, durchgeschüttelt – und geprägt. Bis heute bin ich stolzer Niederrheiner, auch wenn man mir das Hochdeutsche erst mit Mühe beibringen musste. Es hat nicht komplett geklappt.

Ich komme aus einer Zeit, in der Kinder draußen spielen mussten, egal wie das Wetter war, und wo man noch »aufs Maul kriegte«, wenn man frech wurde – von Eltern, Lehrern oder dem Leben. Geboren also in einer robusten Zeit, in einer robusten Gegend, mit robusten Menschen.

Und auch wenn das Leben mich im Laufe der Jahre in viele Höhen und manche Tiefen geführt hat – im Herzen bin ich immer vom Rande des Ruhrpotts geblieben. Nicht laut, aber deutlich. Nicht glatt, aber echt.

KAPITEL 2

MANDELSTRASSE

Nach meiner Geburt in Moers – Grafschaft und Kumpelheimat- ging's gleich weiter nach Neukirchen-Vluyn, Mandelstraße 7. Klingt schon nach Idylle ? War es auch – zumindest, wenn man zwischen Kinderlärm, Klingelsturm und gelegentlichen Schürfwunden Romantik finden kann. Es war eine Spielstraße. Also offiziell. Inoffiziell war es unser persönliches Abenteuergebiet.

Der Kindergarten lag in Laufweite, was bedeutete: keine Eltern im Auto, keine Elterntaxis, keine Diskussionen. Man ging zu Fuß – über Felder, durch Pfützen, manchmal mitten durch einen Kuhfladen. Ist halt so, wenn man Kind ist: Der Weg ist das Ziel, und das Ziel meistens dreckig.

Ich erinnere mich an die Grundschule, Gerhard Terstegen – zumindest an die ersten drei Schuljahre in Neukirchen-Vluyn. Wir sammelten uns morgens wie kleine Pinguine und zogen los – zu Fuß oder mit dem Fahrrad, versteht sich. Vorbei am Haus von Stinkebella Schmitz, einer verwilderten Gestalt in einem ebenso verwilderten Haus. Heute würde man sagen: sozialer Brennpunkt mit Gothic-Elementen. Damals sagten wir: Gruselig. Und natürlich haben wir sie ein bisschen geärgert – nicht aus Bosheit, sondern weil Kinder halt sind, wie sie sind: gemein mit Neugier.

Eltern-SUVs gab es keine. Wir wurden weder gebracht noch beschützt – höchstens beobachtet, ob wir auch wirklich abgebogen sind und nicht in irgendeinem Feld verschwunden. Nach der Schule ging es zum Einkaufen – zu Giesen, dem »inhaberbetriebenen Dorfsupermarkt«, der wahrscheinlich schon vor dem Krieg so hieß. Einkaufen mit Zettel und Portemonnaie: Man gab beides ab, bekam beides zurück – mit Wechselgeld und einem kurzen, misstrauischen Blick. Hat funktioniert.

Danach wurde die Schulzeit entweder ernster oder langweiliger – darüber streiten sich meine Erinnerungen bis heute. Die Welt war jedenfalls klein, aber voller großer Geschichten. Mein Bruder Sven, Baujahr 1963, war mittendrin. Gut ein Jahr jünger, aber oft der Klügere – besonders, wenn es darum ging, schneller zu rennen oder besser nicht erwischt zu werden. Bis heute ist er mein bester Kumpel, Motorradbruder und Oldtimerbekloppter – wobei letzteres bei uns fast als Adelsprädikat gilt.

Unsere Eltern – Artur und Hannelore – waren bodenständig, klar in der Ansage, liebevoll im Ergebnis. Wir hatten alles, was man brauchte: ein Dach überm Kopf, Regeln, Nudeln mit Ketchup, und manchmal sogar ein Eis. Mehr brauchte es nicht für das Gefühl, dass alles irgendwie richtig läuft.

Die Mandelstraße war unsere Bühne – und Tante Elli war definitiv die heimliche Königin. Wenn unsere Eltern – beide berufstätig und ambitioniert – mal wieder unterwegs waren, wurden wir kurzerhand bei ihr abgeliefert. Kein Protest möglich, aber auch keiner nötig. Es war ein bisschen wie Ferienlager mit Hühnern, Spielen und Vollverpflegung. Wer braucht da schon All-inclusive auf Mallorca?

Mein Vater war Prokurist bei Kios West, einem altehrwürdigen Reisebüro am Königlichen Hof in Moers – mit Büro im oberen Stockwerk und Blick auf die feine Steinstraße. Seine Aufgabe war es, andere in den Urlaub zu schicken – wir blieben dafür in der Mandelstraße und machten Abenteuerurlaub im Vorgarten. Meine Mutter arbeitete bei der Sparkasse in Neukirchen. Geld hatte sie beruflich im Griff – bei uns zu Hause versuchte sie es auch. Meistens mit Erfolg.

Bei Tante Elli ging es rund: Hühner gackerten, Kinder tobten, irgendwo war immer ein Würfel verschwunden oder ein Stück Kuchen angeknabbert. Und wenn sich die ganze Familienbande dort versammelte, war das Chaos perfekt. Die legendären Monopoly-Runden sind mir bis heute im Gedächtnis. Onkel Lothar – einer der vier sagenumwobenen Klottka-Brüder – hatte das Pech, erst an meinen Hotels auf der Münchner-, Wiener- und Berlinerstraße vorbeizukommen, nur um dann mit einem Pasch auf meinem Opernplatz zu landen. Zack – Pleite. Spieltechnisch erledigt. Aber menschlich? Groß. Er mochte mich trotzdem noch.

Neben Onkel Lothar gab es noch Manfred (den Mann von Tante Elli), Benno – und natürlich meinen Vater. Eine Art nordrhein-westfälische Version der vier Musketiere. Nur mit mehr Kaffee, weniger Degen und deutlich höherem Kartoffelsalatverbrauch.

Heiligabend war bei uns ein Ritual mit fester Choreografie. Vor der Bescherung ging es immer in die evangelische Kirche – Vater katholisch, Mutter und Kinder evangelisch, da musste ein Kompromiss her. Und Kompromiss hieß in dem Fall: Krippenspiel, Orgelmusik und der obligatorische Pfarrer mit ernster Miene.

Ich war knapp fünf Jahre alt, als ich meine erste bleibende Weihnachtsrede hielt – unaufgefordert, versteht sich. Der Pfarrer sprach feierlich und hielt sich dabei mit beiden Händen krampfhaft am Rednerpult fest, als wollte er verhindern, dass es ihm entgleitet oder spontan Feuer fängt. Die Gemeinde lauschte andächtig, als ich – mitten in die Stille – mit überzeugter Stimme verkündete:

»Gleich haddat ab!«

Vorbei war es mit der Stille. Die Gemeinde lachte, der Pfarrer schwankte kurz zwischen Empörung und Erleuchtung – und meine Eltern überlegten wohl kurz, mich heimlich zu katholischen Verwandten abzuschieben. Aber es war Heiligabend, und da verzeiht man viel – besonders einem Kind, das einfach nur ehrlich war.

Und dann war da noch der Lamborghini. Ja, richtig gelesen. Ein echter Miura, der jeden Tag durch unsere kleine Straße brüllte wie ein wild gewordenes Raubtier. Gefahren von einem Nachbarn aus einer anderen Straße – Typ Halbgott mit Mittelscheitel. Unsere Eltern hassten ihn. Zu laut, zu angeberisch, zu italienisch. Wir Kinder? Wir hielten ihn für den inoffiziellen Bürgermeister der Mandelstraße.

Und wenn er uns mitfahren ließ – was er manchmal tat – fühlten wir uns, als wären wir mindestens in Monaco unterwegs. Für zweihundert Meter. Aber was für zweihundert Meter!

KAPITEL 3

MOERS

Wieder in Moers. Zurück zu den Wurzeln – wobei das für mich in dem Alter eher hieß: neue Schule, neue Freunde, neue Gerüche in der Turnhalle. Ich war ja noch jung, optimistisch – und ahnungslos. Die Umzugskartons rochen noch nach Keller, als ich das erste Mal über den Pausenhof der neuen Schule schlurfte. Der Schulhof war größer, die Kinder lauter, die Lehrer strenger – oder besser geschult im genervt Gucken.

Ich landete an der Adolf-Reichwein Schule – die sich selbst für fortschrittlich hielt, obwohl die Kreidetafeln so alt waren, dass man drauf wetten konnte, sie hätten schon den Kaiser gesehen. Für uns Kinder war es einfach nur: Schule. Tafel, Hefte, Lehrer, Ärger – und manchmal sogar ein bisschen Lernen. Ich gewöhnte mich schnell ein. Nicht zuletzt, weil ich den großen Vorteil hatte, relativ schnell Witze reißen zu können, bevor andere auf die Idee kamen, mich zu mobben. Ich war zu dick und musste den Spitznamen Torte, den ich mir in Neukirchen hart erarbeitet hatte, wieder loswerden. Es gelang halbwegs mit Hilfe meiner Mutter, die mir klarmachte: Wer lacht, wird nicht geschubst. Und wer schneller kontert als der Lehrer, kriegt manchmal sogar Respekt. Lachen war meine Versicherung gegen Mobbing – fast wie Haftpflicht, nur ohne Beitragsrechnung.

Der Schulweg war kürzer, aber lang genug für allerlei Blödsinn. Ich erinnere mich an spontane Schneeballschlachten, Fahrradrennen mit verbogenen Schutzblechen und an mindestens eine Geschichte mit einem kaputten Fenster, bei der niemand etwas gesehen haben wollte – besonders wir nicht.

Jetzt wurde es ernst – das vierte Schuljahr entschied über Sein oder Hauptschule. Und meine schulischen Leistungen stürzten passend zur Stimmung in den Keller. Die Matheaufgaben sahen plötzlich aus wie Rätsel aus einem ägyptischen Grab, und mein Heft entwickelte sich vom Mitteilungsblatt zum Ort pädagogischer Ratlosigkeit.

Dafür versuchte ich, mein Talent im Fußball Richtung Weltkarriere zu lenken – mit der festen Überzeugung, dass ich mindestens der neue Gerd Müller werden könnte. Leider teilte mein Körper diese Vision nur bedingt, und der Ball verhielt sich oft, als hätte er persönliche Gründe, mir zu widersprechen.

Immerhin reichte es am Ende knapp fürs Gymnasium. Adolfinum Moers – altsprachlich, elitär und mit Latein statt Englisch. Warum Latein? Mein Vater wollte es so. Er hielt es für eine gute Basis. Ich hielt es vor allem für eine seltsame Sprache, in der niemand einkaufen oder Schimpfwörter benutzen konnte – aber was wusste ich schon?

Der Anfang war verheißungsvoll – viele meiner Kumpels gingen mit, und die Euphorie war groß. Sexta, Quinta, Lateinlehrer Herr Rabe – der Name war Programm: streng, wachsüdig, und mit einem Hang zur rhetorischen Hinrichtung. Aus »ausreichend« wurde bald »mangelhaft«, in Mathe stolperte ich in ein Missverständnis zwischen Theorie und Realität, und selbst der wohlmeinende Herr Franke – Religionslehrer, gefühlt schon beim Abendmahl dabei – konnte mit seiner Notenbarmherzigkeit das Schicksal nicht mehr aufhalten.

Die schulische Rettung kam in Form eines Vorschlags mit sanftem Zwangscharakter: Wechsel auf die Aufbaurealschule, Zwischenstation fürs Comeback. Die Aussicht: Nach Klasse 10 vielleicht zurück aufs Gymnasium. Wir – also meine Eltern und ich – stimmten zu. Was blieb einem auch übrig? Zumal ich nicht der Einzige war, der diese pädagogische Ehrenrunde drehte. Immerhin teilte ich das Schicksal mit ein paar vertrauten Gesichtern – und geteiltes Leid ist bekanntlich halb so peinlich. Mit einem großen Teil meiner Kumpels.

KAPITEL 4

ZU HAUSE

Zuhause – das war kein Ort mit Koordinaten, sondern ein Zustand mit Herzschlag. Unsere Wohnung in Moers war keine Villa, kein Schloss, aber sie sollte einmal richtig schick werden – mit Möbeln aus dem Hülsta-Möbelhaus. Meine Eltern stritten monatelang über Mahagoni oder Nussbaum, Furnier oder Vollholz, bis selbst die Musterkataloge anfangen zu stöhnen. Die Diskussionen begannen noch auf der Mandelstraße – aber durchgezogen wurden sie bis zur letzten Teppichkante.

Endlich gab es zwei Kinderzimmer: ein großes und ein kleines – das kleine eher eine fensterlose Abstellkammer mit Tageslichtambitionen. Durch eine faire, interne Verlosung gewann ich das große Zimmer. Mein Bruder Sven – nach wie vor der beste von allen – nahm das kleine. Zähneknirschend. Held.

Mein neues Zimmer war mein Reich. Naja, sagen wir: meine halblegale, nicht immer aufgeräumte Provinz mit Postern von Bands, Motorrädern und Autos. Neue Möbel inklusive – ebenfalls aus dem Möbelhaus. Ein Regal, das Bücher wie Bauklötze kippte, und ein Kassettenrekorder von Philips, der mehr krächzte als klang. Es war perfekt.

Das Wohnzimmer war Treffpunkt und Trennlinie. Hier trafen sich Meinungen, gelegentlich frontal. Diskussionen, Fernsehabeende, väterliche Ansagen – oft mit einem Blick, der ganze Pädagogik-Bücher ersetzte. Trotz zunehmender Reibung zwischen meinen Eltern war es ein gutes Zuhause. Mein Bruder und ich genossen erstaunlich viele Freiheiten – Chefs beide voll berufstätig, Aufsicht eher sporadisch.

Mein Vater war der Coolste: Er ließ meine Partybilder entwickeln – inklusive Flaschendrehe und erstem Geknutsche. Auf Mamas fragenden Blick folgte sein lakonischer Kommentar: »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.« Und er meinte es nicht nur biologisch.

Wenn mein Bruder und ich uns mal wieder in eine epische Schlacht im Wohnzimmer verstrickten und dabei – wie so oft – die Wohnzimmertür ihren Glaseinsatz verlor

(getroffen von fliegendem Spielzeug, Schulranzen oder beleidigten Schuhen), dann reagierte er nicht mit Strafen. Nein – seine einzige Sorge war, nicht in ein kaputtes Zuhause zurückzukehren. Ein kurzer Anruf bei Glas Jansen, und schon war der Notdienst unterwegs. Immer dieselbe Abfolge: »Reißt euch zusammen«, dann Tür ersetzt, Glas neu, Welt in Ordnung.

So funktionierte Zuhause. Nicht perfekt, aber echt. Mit Regeln, die man kannte, und Ausnahmen, die man liebte.

Wie prophezeit und doch nie wirklich geglaubt: Meine Eltern trennten sich, und mein Vater zog aus. Kein Drama mit schreienden Türen, aber eben auch kein Happy End mit Familienfoto im Wohnzimmer. Zum Glück blieb er in Moers – was bedeutete: kein Abschied, sondern sonntägliche Frühstücksrituale. Sven und ich, in freudiger Erwartung der je sechs aufgebackenen Brötchen, marschierten sonntags bei ihm ein wie zwei ausgehungerte Pfadfinder. Es war schlicht, vertraut und ehrlich. Nach dem Frühstück ging es oft weiter zum Frühschoppen in die Moerser Innenstadt. Mein Vater, ein Mensch mit Charisma und Charme, schleppte dort nicht nur Bierdeckel mit Buchungen nach Hause, sondern auch Geschichten – über Jazz, Politik und die Welt. Er kannte jeden: vom Veranstalter des Moerser Jazzfestivals bis zur Kassiererin bei Edeka. Ein Netzwerker alter Schule, aber mit Herz und Hirn. Zuhause bei uns lief vorerst alles weiter wie gewohnt. Bis... ja, bis das passierte, was man in jeder Sitcom als 'unerwartete Wendung' verkauft, aber im echten Leben eher als ab da wurde es ungemütlich nennt. Er zog ein – der neue Mann meiner Mutter. Keine Kinder, wenig Verständnis für welche, dafür aber ein Vorrat an schlechten Launen und Erziehungsmethoden aus der Steinzeit. Ein geprügelter Geist, der mit Nachdruck versuchte, das Prinzip weiterzugeben – als wäre Härte ein Erbstück, das man nicht loslassen darf.

Aus Zuhause wurde langsam ein Ort, an dem man nicht mehr laut lachen wollte. Aber zum Glück war das Leben größer als eine Wohnung. Und wir lernten früh: Familie ist das, was einem bleibt – manchmal trotz allem.

KAPITEL 5

AUFBAUREALSCHULE RHEINKAMP

Neustart. Wieder einmal. Diesmal an der Aufbaurealschule Rheinkamp – einem Ort, der irgendwo zwischen Bildungsauftrag und grauem Waschbeton pendelte. Der Name allein klang schon nach zweiter Chance mit moderatem Leitungsdruck. Und ich war bereit. Naja – so halb.

Der erste Eindruck: weniger Latein, dafür mehr Realismus. Die Lehrer waren pragmatisch, direkt und meist mit einer gesunden Portion Humor ausgestattet – vermutlich eine Überlebensstrategie. Herr Müller, unser Klassenlehrer, war so etwas wie ein pädagogischer Frontsoldat: autoritär, aber gerecht, mit einer Stimme, die auch ohne Mikrofon noch auf dem Schulhof nachhallte. Er mochte mich. Vielleicht, weil ich im Gegensatz zu anderen nicht versuchte, ihn mit Ausreden zu beeindrucken – oder weil ich einer der wenigen war, der ihn ab und zu zum Lachen brachte.

Der Unterricht war solide. Nicht spektakulär, aber effektiv. Ich rappelte mich langsam wieder hoch – schulisch wie menschlich. Und siehe da: Es klappte. Noten gingen bergauf, Selbstwertgefühl gleich mit. Vielleicht lag's auch daran, dass man dort nicht ständig mit dem Etikett »Versager vom Gymnasium« durch die Gegend lief. Hier waren wir alle irgendwie auf dem Weg zurück – jeder mit seiner eigenen Geschichte.

Frau Hahn – unsere Englischlehrerin – war eine Erscheinung: Jahrzehntelang in Uganda unterrichtet, kam sie mit einem Charme-Mix aus Queen-Mum, Missionarin und Preußischer Disziplin zurück ins Rheinland. Geliebt von vielen, belächelt von manchen – aber nie unterschätzt. Ihr Englisch war lupenrein, ihr Konservatismus ebenfalls. Wer bei ihr »Yeah« statt »Yes« sagte, konnte gleich noch mal von vorne anfangen.

Drei Jahre führte sie uns durch die englische Sprache – mit strenger Hand und gelegentlich einem Augenzwinkern. Englisch war auf einmal nützlich: Man konnte es gebrauchen, Filme schauen, Songs verstehen. Ganz anders als Latein, das mich immer an tote Römer und lebendige Verzweiflung erinnerte. Die Noten? Wurden

plötzlich ansehnlich. Nicht wegen Talent, sondern weil Frau Hahn selbst dem letzten Sprachmuffel ein »Present Perfect« ins Hirn meißelte – mit Geduld, Ernst und trockenem Humor. Ich habe sie gemocht. Auch wenn ich es nie zugegeben hätte. Damals jedenfalls nicht.

Die Anreise zur Schule war ein logistisches Abenteuer mit sozialem Beipack. Morgens ging es von Moers-Vinn mit der Linie 4 zum Königlichen Hof – einem Ort, der viel weniger königlich war, als der Name versprach. Dort wartete schon die Linie 1, zusammen mit dem halben Schüleraufkommen des westlichen Ruhrgebiets.

Die nächsten 25 Minuten waren ein Wettlauf gegen die Zeit – Hausaufgaben wurden überarbeitet, nachgereicht oder, in den meisten Fällen, mit elegantem Seitenblick abgeschrieben. In einer Mischung aus stiller Panik und kollektiver Improvisation wurde der Tag vorbereitet: »Hast du Mathe gemacht?« – »Was war denn Mathe?« – »Egal, gib her!«

Kurz vor der Haltestelle Rheinkamp-Meerfeld Schulzentrum begann der Ernst der Lage: Hefte weg, Miene kontrollieren, tief durchatmen. Aber ich hatte einen Vorteil: meine schwarze NIAG-Metallkarte – eine Art goldener Pass im öffentlichen Nahverkehr, ausgestellt für Kinder von NIAG-Angestellten. Meine Mutter hatte inzwischen ihren Arbeitsplatz gewechselt und mir damit den heiligen Gral des Schülerdaseins beschert: freie Fahrt im ganzen Netz. Und was machte ich damit? Ich verlängerte meine Anreise. Richtig gelesen. Statt direkt zur Schule, nahm ich gelegentlich den Umweg über Kamp-Lintfort. Dort stieg ich in einen anderen Bus nach Rheinkamp, wo sich – und das war kein Zufall – einige meiner Klassenkameraden und ein paar besonders interessante weibliche Mitschülerinnen befanden. Bildungsweg mit Flirtfaktor, sozusagen.

Es war die perfekte Mischung aus Pflicht, Kür und leichtem Herzklopfen. Schule begann für mich nicht im Klassenzimmer – sondern am Bussteig.

So lief es weiter mit dem Entschluss den fremdsprachlichen Kurs einzuschlagen.

Es war eine dieser Phasen, in denen Schule langsam zur Nebensache wurde – und das Leben anfang, eigene Stundenpläne zu schreiben. Die Zeit war cool, zumindest wenn man aus heutiger Sicht draufschaut und die pubertären Irrläufer ausblendet. Nachmittage wurden planvoll unproduktiv: Jugenddisco in der Rheinkamper »Linde« – der Ort, wo sich Cola-Korn und erste Küsse die Hand gaben.

Im Jungbornpark fanden regelmäßige Zwei-Personen-Versammlungen statt – nicht immer mit politischem Anspruch, aber oft mit Herzklopfen und gelegentlichem Kaugummitausch. Und dann war da noch das Freibad direkt gegenüber der

Schule – ein Ort, der mehr Klassenfahrten ersetzte als jeder Bus jemals hätte leisten können. Einmal reingeschmuggelt, immer dabei.

Trotz – oder vielleicht wegen – all dieser außerschulischen Bildungsangebote kämpfte ich mich tapfer durch den Unterricht. Und siehe da: Es gelang! Ich erreichte das Ziel, das ganz am Anfang dieser Reise einmal auf einer Schultüte gestanden hatte (zumindest symbolisch): die Qualifikation für die gymnasiale Oberstufe. Halleluja. Oder wie wir damals sagten: »Halejulia!« – mit einem breiten Grinsen und dem festen Glauben, dass jetzt alles nur noch besser werden konnte. Haha. Schön wär's.

KAPITEL 6

DIE AUSBILDUNG

Wunder gibt's immer wieder – und eins davon war: Ich hatte es tatsächlich geschafft. Die Qualifikation fürs Gymnasium war in trockenen Tüchern. Mit ein bisschen Lernerei, ein bisschen Glück und einer Portion Ehrgeiz konnte ich den schulischen Karren aus dem Dreck ziehen. Aber statt Freudensprüngen kam erst mal Frust. Denn zu Hause lief es nicht mehr rund, die Situation wurde immer unerträglicher – und das lag nicht an mir oder meinem Bruder, sondern an dem neuen Mann, den meine Mutter für ein Zusammenleben auf Probe eingeladen hatte. Der »neue Erzieher«, wie man ihn höflich nennen konnte, war so etwas wie der menschengewordene Rohrstock. Pädagogisch etwa so geschult wie ein Parkplatzwächter bei Aldi und emotional im selben Temperaturbereich wie ein leerer Kühlschrank.

Kinder hatte er keine – dafür aber viele Regeln, noch mehr Strafen und ein Gesicht, bei dem selbst der Kaktus im Wohnzimmer zusammenzuckte. Spaß? Fehlanzeige. Humor? Nur, wenn er beim Staubsaugen auf einen Legostein trat, der dann gleich einbehalten wurde. Sein Repertoire an erzieherischen Maßnahmen beschränkte sich auf »strenge Blicke«, »lautes Brüllen« und – leider auch – gelegentliche schlagende Argumente. Es war, gelinde gesagt, ein Albtraum mit Dackelblick und Hausschuhen. In dieser Stimmung kam mir der Gedanke: Warum nicht eine Ausbildung machen und raus hier? Die Schule konnte warten – mein Seelenheil nicht. Ich träumte von einer Lehre, einer eigenen Wohnung und einem Leben mit mehr Witz als Wachsamkeit.

Und dann kam sie: die erleuchtende Eingebung! In Form einer Bildzeitungs-Schlagzeile, die ich selbstverständlich nie selbst gelesen hatte (sie lag halt zufällig auf dem Küchentisch). Darin stand: »Zahntechniker verdienen ein Vermögen!« – und plötzlich hatte ich einen Plan. Ich sah mich schon mit Goldkettchen, Carrera-Sonnenbrille und dem Porsche 944 meiner Träume aus dem Labor rollen. Zahn um Zahn in die Unabhängigkeit!

Nur ein Problem: Ohne Beziehungen war der Einstieg in diesen exklusiven Kreis der

Bohrer und Brückenkleber ungefähr so einfach wie ein Praktikum bei der NASA. Ich hatte keine Tante beim Zahnarzt, keine Cousine im Labor – nur einen festen Willen und einen Artikel, den ich offiziell nie gelesen hatte.

Zum Glück hatte meine Mutter beste Drähte in die zahntechnische High Society von Moers. Sie kannte – wie es der Zufall so wollte – die Ehefrau eines Zahn-technikermeisters, der nicht nur ein eigenes Labor hatte, sondern auch gerade einen Praktikanten suchte. Und zack – ich war drin. Ohne Vitamin B geht eben nichts, und wenn es nur über den Kaffeeklatsch-Umweg läuft.

Mit jugendlichem Enthusiasmus und einer Mischung aus Zahnarztangst und Aufstiegsfantasie betrat ich das Labor. Der Meister war gerade auf dem Sprung in die Selbstständigkeit – und ich wurde sein allererster Lehrling. Das fühlte sich ein bisschen an wie Pionierarbeit – nur mit Gips, Bohrer und Schürze statt Pickel und Axt. Die Ausbildung dauerte drei Jahre, wobei ich ein halbes Jahr einsparte – nicht etwa, weil ich so genial war, sondern weil ich früh gelernt hatte, dass man unter Druck (finanziellem!) erstaunlich schnell lernen kann. Das Lehrlingsgehalt pendelte irgendwo zwischen Taschengeld und Trinkgeld – 140 bis 200 D-Mark –, und so motivierte mich weniger der Stolz des Handwerks als vielmehr der Wunsch, möglichst bald aus der Unterklasse des Kontostandes in die Oberliga der Porsche-Träume aufzusteigen. Und nicht zuletzt: endlich raus aus dem pädagogischen Fegefeuer zu Hause. Bestanden ...nicht mit summa cum laude, aber mit viel Kaltgetränken und guten Freunden.

KAPITEL 7

DER UMZUG INS HAUS NACH NEUKIRCHEN-VLUYN

Wir alle – inklusive des neuen Ehemanns meiner Mutter, der sich inzwischen recht dauerhaft im Familienbild festgepinnt hatte – hatten es tatsächlich geschafft: Mit viel Schweiß, endlosen Diskussionen über Fliesenfarben und etlichen nicht ganz freiwilligen Samstagseinsätzen war das neue Heim endlich fertig. Ein Reihenhaushaus auf dem Terniepenweg, zurück in der alten Heimat Neukirchen-Vluyn. 1976. Ein Neuanfang, dachten alle. Oder hofften es zumindest.

Das Haus war groß, modern, und – wie meine Mutter stolz verkündete – »nach eigenen Vorstellungen geplant«. Und tatsächlich: Von der Badezimmerfarbe bis zum Briefkastenschild wurde nichts dem Zufall überlassen. Es gab einen Garten, Seeeingang (also: ein Tümpel mit Ambitionen), und zwei Jugendzimmer – eins klein, eins groß.

Und wie es die Tradition wollte, durfte mein Bruder zuerst wählen. Fair ist fair. Natürlich entschied er sich für das große Zimmer. Ich nannte es innerlich »den Ballsaal«. Kein Problem – ich war ja genügsam. Also fast. Immerhin ließ er sich von einem echten Hifexperten aus Moers eine sündhaft gute Yamaha-Anlage einbauen. Die Nachbarn sprachen später von Erschütterungen im Fundament.

Doch was soll's – es wurde der Beginn unserer ganz privaten Musikära. Sven und ich verbrachten viele Abende zusammen, auf dem Boden liegend, über Soundqualität diskutierend, und uns dabei von den Rolling Stones, Supertramp und anderen Größen der 70er beschallen lassend. Der Terniepenweg vibrierte – akustisch, emotional und pubertär.

Ein Kapitel zwischen Aufbruch, Anpassung und Alben in Dauerschleife.

KAPITEL 8

DIE MOPPEDZEIT

1978 – ein Jahr, das nach Öl roch, nach Freiheit klang und nach pubertärer Rebellion aussah. Ich machte meinen Führerschein der Klasse 5 – damals der heilige Gral für alle, die sich mit maximal 40 km/h vom Elternhaus entfernen wollten, ohne dabei zu Fuß zu gehen. Mein erstes Zweirad: Eine Honda CB 50, gekauft bei van den Berg in Moers – ein Geschoss für Einsteiger, ein Mythos für uns Halbstarke. Das Gefühl, morgens vor der Schule anzukommen und dazuzugehören, war unbezahlbar. Die Szene: Parkplatzinsel vor dem Eingang, ein paar Jungs – Harald, Klaus, ich – mit halb gespielter Lässigkeit.

Die Zündung klackte, der Auspuff röchelte, und irgendwoher hatte einer immer eine geschnorrte Kippe. Wir rauchten sie nicht mal richtig, aber sie sah verdammt gut aus im Mundwinkel.

Dann kamen die Mädels – in Zeitlupe, in unserer Vorstellung jedenfalls – und schauten. Und wir? Wir versuchten nicht zu grinsen, obwohl wir innerlich schrien: »Guck mal! Ich bin cool!«

Wir waren keine Rocker, wir waren Moppedrebelln mit Stilproblemen – aber für einen Moment hielten wir die Welt an. Und sie roch nach Zweitaktöl und Abenteuer.

KAPITEL 9

MOPPEDURLAUB NACH GRÖMITZ

Mein Bruder Sven war nie der Geduldigste. Während andere noch von der ersten Vespa träumten, hatte er mit 15 schon den Mofaführerschein in der Tasche. Ich ließ mich nicht lange bitten – unser erster »richtiger« Urlaub stand an. Ohne Eltern, ohne Aufsicht, nur wir, eine Honda CB 50, ein Herkules-Mofa und ein klappriges Zelt. Ziel: Grömitz. Damals das Größte – wortwörtlich.

Die Anreise war episch. Stundenlang knatterten wir über Landstraßen, der Wind im Gesicht, das Gepäck wackelte bedrohlich am Heck. Jeder Kilometer ein kleiner Sieg über die Vernunft. Wir fühlten uns frei, rebellisch, fast schon erwachsen. Wer braucht schon Mallorca, wenn man mit 40 km/h Richtung Freiheit tuckern kann? In Grömitz schlugen wir unser Lager auf – mitten unter Gleichgesinnten, jung, wild, ein bisschen planlos. Gleich nebenan ein Mädchenzeltlager. Der Beginn einer ganz besonderen Diplomatie: Nachts stahlen wir im Halbdunkel eine Fahne vom benachbarten Lager. Kein wirklicher Plan, nur ein jugendlicher Einfall – aber ein glorioser. Natürlich blieben wir nicht lange unentdeckt. Eine wilde Verfolgung begann, die wir filmreif mit Feuerlöschschaum konterten. Einer der Jungs rief auf der Flucht: »Seid nicht so feige, lasst mich hinter den Baum!«

Wir lachten Tränen – selbst in der Hitze des Gefechts blieb unser Humor unbesiegt. Wir lernten wilde Typen kennen, lachten viel, testeten Grenzen. Es war vielleicht nicht der sicherste, aber definitiv einer der coolsten Urlaube unseres Lebens. Und am Ende: keine Verletzungen, keine Anzeige – aber viele Geschichten und ein gutes Stück reifer fuhren wir wieder nach Hause.

KAPITEL 10

MOPPEDURLAUB – FAHRT NACH ST. TROPEZ

1979 wollten wir unserer Moppedkarriere die Krone aufsetzen – mit einer waghalsigen Fahrt nach St. Tropez. Wieder dabei: mein Bruder Sven, diesmal schwer ausgerüstet mit einer Herkules der Führerscheinklasse 5. Natürlich nicht im Originalzustand – mit zahlreichen »Aufbesserungen« und Teilen der nahezu baugleichen, aber leistungsstärkeren Klasse 4 Herkules RS. Nicht legal, aber schnell. Kumpel Bernd war auch am Start, auf einer sündhaft teuren und für Normalsterbliche unerschwinglichen Kreidler RMC BG – der Porsche unter den Mokicks. Ich hielt die Stellung auf meiner treuen Honda CB 50, zuverlässig wie ein Uhrwerk, aber mit der Eleganz einer Nähmaschine.

Vollgepackt mit Zelten, Kochgeschirr, Luftmatratzen (teilweise in blauen Müllsäcken verstaut, sehr stilvoll), machten wir uns auf den Weg gen Süden. Keine Autobahnen – das war Ehrensache. Nur Landstraßen, echte Kurven, echte Abenteuer. Wir fuhren durch Großstädte, über einsame Strecken, durch Felder und Fabriklandschaften. Dann kamen die Seealpen – und mit ihnen die berühmte Route Napoléon. Bergauf schlichen wir mit 5 km/h, zum blanken Entsetzen hinter uns stauender LKW- und PKW-Fahrer. Überholmanöver? Nicht vorgesehen. Höchstens bewundert.

Übernachtet wurde in Jugendherbergen, zwielichtigen Hotelkaschemmen und gelegentlich irgendwo dazwischen. Nach 3,5 Tagen und unzähligen Tankstopps – bei denen wir regelmäßig die Verkäufer mit unseren Mini-Tankrechnungen belustigten – erreichten wir morgens um 5 Uhr den sorgsam (ohne Internet, nur mit Karte und Mut) ausgewählten Campingplatz. Ich, noch ganz im Triumph angekommen zu sein, drehte eine laute Ehrenrunde über den Platz – auf dem knatternden Bike. Der Besitzer war begeistert. So sehr, dass er uns nach wenigen Minuten freundlich, aber bestimmt wieder hinauskomplimentierte.

Nach weiteren drei Stunden und mit mittlerweile deutlich angeschlagener Laune fanden wir ein neues Lager. Hier trafen wir sie: die Opel-Manta-Fraktion. Breite

Felgen, Fuchsschwanz, Goldkettchen – und trotzdem herrlich bekloppt. Genau wie wir. Es passte.

Unsere Tage bestanden aus Sonne, Sand und Salzwasser. Unsere Nächte aus Disco-besuchen, lauwarmem Bier und sinnverändernden Substanzen, die wir tapfer konsumierten, ohne genau zu wissen, was sie eigentlich bewirken sollten. In einem besonders lichten Moment liehen wir uns sogar ein »echtes« Motorrad – bis heute ein Rätsel, wie wir den Vermieter von unserer Volljährigkeit und Führerscheinkompetenz überzeugen konnten. Vielleicht hatte er einfach einen guten Tag. Oder wir eine gute Geschichte.

Mit dem Leihmotorrad cruisten wir die Küstenstraße entlang der Côte d'Azur bis nach Cannes – und fühlten uns wie Abenteurer, Gesetzlose, Könige. Die Welt gehörte uns. Tagsüber lagen wir am Strand, ließen uns braten und redeten über Dinge, die wir nicht verstanden. Nachts lebten wir wie Filmfiguren – mit kleinem Budget, aber großem Gefühl.

Nach drei Wochen trat unser kleines Mopped-Kommando den Heimweg an. Noch einmal drei Tage voller Lärm, Ölgeruch, Sonnenbrand und Endorphinen. Und tatsächlich: Alle Maschinen und alle Menschen kamen heil zurück. Und das Wichtigste – wir waren unsterblich.

KAPITEL 11

DIE ERSTE WOHNUNG

1980. Die erste eigene Wohnung. Für manche ein kleiner Schritt, für mich ein riesiger. Endlich raus, endlich allein – endlich frei? Vielleicht. Vielleicht aber auch nur der Beginn eines neuen Abschnitts voller Unsicherheit, Stolz und zunächst einsamer Nächte.

Ich erinnere mich genau an den Tag des Einzugs. Die Wände waren nackt, der Boden staubig, und der Kühlschrank leer. Doch ich war stolz wie nie. Es war nicht viel – ein Zimmer, Küche, Bad, irgendwo im Dachgeschoss fernab in Rheinberg-Wallach, Kattekull 5. (Der Name war Programm – hier gab es nichts, was irgendwie interessant gewesen wäre.) Das Treppenhaus glänzte in Bohnerwachs, und knarzte bei jedem Schritt – aber es war meins. Niemand sagte mir, wann ich heimkommen sollte. Niemand meckerte, wenn ich Pizza zum Frühstück aß oder um Mitternacht Musik hörte.

Die ersten Nächte waren seltsam. Die Stille war laut, und jeder Schatten an der Wand erzählte seine eigene Geschichte. Ich schlief schlecht, weil ich ständig das Gefühl hatte, jemand hätte etwas vergessen – vielleicht war das nur mein altes Leben, das ich noch nicht ganz losgelassen hatte.

Die Einrichtung war zusammengewürfelt: die alten Möbel meines lieben, verstorbenen Vaters, Regale aus Backsteinen und Brettern, ein selbstgebautes Hochbett. Doch mit jeder Schraube, die ich eindrehte, und jedem Bild, das ich aufhing, wurde aus dem Raum ein Zuhause. Mein Zuhause.

Es war nicht alles romantisch. Rechnungen kamen, auch wenn ich sie ignorierte. In dieser kleinen Wohnung lernte ich zum ersten Mal, was es heißt, Verantwortung zu tragen – für mich selbst, für mein Leben. Ich lernte, wie laut Einsamkeit sein kann, aber auch, wie schön es ist, sich in ihr wiederzufinden.

Ich fuhr oft nach Moers zu meinen Freunden – doch nach und nach wurde meine Wohnung zur zentralen Feierbude. Kein Wunder, ich war der Erste in meinem Freundeskreis mit eigener Wohnung. Das machte mich nicht gerade zum

Lieblingsbewohner im Haus. Nur James aus dem 3. Stock, ein US-Soldat der härtesten Schule, war mein erklärter Kumpel. Schließlich gab es einen inoffiziellen Wettbewerb: Wer hatte die lauteste Musik im Haus?

Gefeiert wurde quasi jeden Tag. Unvergesslich, wenn amerikanische Soldaten Gas geben. Die Verhandlungen mit der routinemäßig herbeigerufenen Polizei übernahm meistens ich – da meine amerikanischen Mithausbewohner kein Deutsch verstanden. Oder sich geschickt dumm stellten.

Rückblickend war diese Wohnung mehr als nur ein Ort. Sie war ein Symbol – für Aufbruch, für Selbstständigkeit, für das erste echte Stück Leben, das nur mir gehörte.

KAPITEL 12

DER FÜHRERSCHEIN

1979 war endlich das Jahr ... 18 Jahre, volljährig – und: Führerschein Klasse 3 (Auto) und Klasse 1 (Motorrad)! Wobei: Klasse 1 war eigentlich gesetzt. Denn wer wollte damals schon mit so einer geschlossenen Schachtel irgendwen beeindrucken? Das war doch was für Väter mit Hut und Einkaufszettel.

Aber ich machte ihn dennoch – den Autoführerschein. Fahrschule Wiedemann in Moers. Legendär – genau wie die Mitlernenden. Unvergessen: Elenore-Elisabeth. Starker Regen, Scheibenwischer in Ruhestellung. Unser Fahrlehrer – eine Mischung aus Horst Tappert und Bruce Springsteen – fragte uns Rückbank-Auszubildende nach einem Taschentuch. Elenore blickte versonnen: »Schaut mal in der Tasche.« Wir kramten, reichten es. Und was macht Fahrlehrer Manfred, König der Coolness? Er öffnet die Seitenscheibe und wischt damit von außen die Windschutzscheibe. Um wenigstens ein wenig Durchblick zu haben.

Dann – mit Verzögerung – das göttliche Erwachen: Elenore findet den Wischerknopf! Die Szene bleibt bis heute unvergessen, ihre automobilistische Laufbahn leider unbekannt.

Für mich war nach etwa zwei Monaten Schluss – mit dem Üben. Prüfungen bestanden, beide Klassen eingetütet. Die große Freiheit begann! Am 19.11.1979 lag der heiß ersehnte Lappen zur Abholung beim Straßenverkehrsamt bereit. Und ich war bereit für die Straße.

KAPITEL 13

DAS ERSTE AUTO

Es war soweit. Das erste Auto musste her. Nach eingehender Überprüfung der Finanzen stellte sich heraus: Für den Porsche 911 reichte es dann doch nicht. Auch Ferrari musste schweren Herzens absagen – irgendwas mit »nicht liquide«.

Aber Alternativen gab es. Eine davon: ein roter Audi 80 mit beiger Innenausstattung. Keine Design-Ikone, aber er hatte 55 PS, fuhr vorwärts, und vor allem – er war meiner.

Selbst erspart, mit einem kleinen, aber bedeutsamen Zuschuss aus dem Erbe meines Vaters – er war leider nicht mehr bei uns. Aber er hatte an uns gedacht und er fuhr mit ...Und so rollte ich ins Leben, im schnörkellosen Blechkleid deutscher Mittelklasse, aber mit Herz und Benzin im Blut.

Mein Bruder als dankbarer Beifahrer nutzte die Chance mit mir nun die automobiler Welt zu erkunden. Es ging in den Skiurlaub nach Ellmau, der sportliche Ehrgeiz natürlich auch beim Autofahren ... Winterreifen waren etwas für Laien. Irgendwie überlebten wir diese Übung, um im Sommer dann die knapp 2000 KM nach Denia zu meistern. Auch hier reichte die Erfahrung eines einzeln ausgesuchten Lenkers. Eine Route, keine zweite Meinung. Ich fuhr. Punkt.

Es waren wunderbare Erfahrungen, das Auto war treu und ließ sich auch nicht durch Tuningversuche mit rot lackierten Elementen, viel zu breiten Reifen, diversen Anbauteilen der Firma D & W beeindrucken. Streiken wollte es dann nur, als mein Freund Rainer – ja, der von der Mandelgang – einen 4-fach-Vergaser auf das arme Motörchen montierte. Aber es war laut und cool und fraß Sprit wie ein startender Düsenjet, egal, wir waren auf der Straße angekommen.

KAPITEL 14

MEIN VATER

Mein Vater war ein liebenswürdiger, lebensfroher Mensch – ein erfolgreicher Reisebüro-Prokurist mit einem besonderen Gespür für Menschen, Geschichten und Gelegenheiten. Er konnte mit jedem ins Gespräch kommen – charmant, schlagfertig, oft mit einem Augenzwinkern. Für eine gewisse Zeit übernahm er sogar die Leitung der Löwenberger Alm, einem kleinen, aber ambitionierten Ferienhauspark in Hüttschlag, Tirol – ein gewagtes Projekt des Besitzers von Kios-West.

Ich erinnere mich lebhaft an einen dieser Winter, in dem mein Bruder und ich ihn dorthin begleiteten. Alles war tief verschneit, die Hütte fast wie aus einem Märchen. Der Außenpool war zugefroren, dick bedeckt mit Schnee und Eis. Ein Problem? Nicht für meinen Vater. Mit entschlossener Gelassenheit ließ er das Becken räumen – und tatsächlich: Wenig später schwammen die Gäste in dampfendem Wasser unter dem offenen Himmel, während es um sie herum leise schneite. Es war wie in einem Traum. Diese Szene hat sich eingebrannt.

Unvergessen bleiben auch unsere Bulgarienurlaube – mein Vater, mein Bruder Sven und ich. Die Familie war zu dieser Zeit nicht mehr im Ganzen, aber diese Reisen schufen neue Verbindungen. Er war in diesen Tagen besonders präsent. Voller Lebensfreude, witzig, neugierig, immer umgeben von Menschen. Es schien, als entstehe um ihn herum eine kleine Welt, sobald er auftauchte. Seine offene Art zog Menschen an wie ein Magnet.

Er lachte viel. Genoss das Leben – oft vielleicht zu sehr. Er war Genießer, Gastgeber, Abenteurer. Und obwohl er sich gerne ins Zentrum stellte, war er gleichzeitig aufmerksam und warm. Jemand, der spürte, was in anderen vorging – und meist das Richtige sagte. Er war kein Mann großer Prinzipien, aber voller Haltung.

Sein Leben endete zu früh – kurz vor seinem 50. Geburtstag. Und doch lebte er nach seinem eigenen Credo: »Besser 50 Jahre gut gelebt, als 90 dahinvegetiert.« Er hat es fast geschafft. Und er hat wirklich gut gelebt – intensiv, kompromisslos, lebendig. Ich hätte ihn gerne länger gehabt. Als Vater, als Mensch, als Freund.

Aber ich bin dankbar für das, was er war – und wie viel er uns gegeben hat, einfach indem er da war.

KAPITEL 15

IRGENDWANN ANFANG DER 80ER – INGO

Es war schon spät, die Party längst hinter der magischen Grenze von »nett« zu »leicht verwhorlost«. In der Küche dröhnten die Boxen, irgendwas zwischen Neue Deutsche Welle und »mach mal lauter«, und das Bier floss in der Drehzahl, in der sonst nur Pressluftschlämmer laufen. Da sprach er mich an.

Rosa Jeans, T-Shirt, nicht mehr ganz nüchtern, aber mit dieser Mischung aus Grinsen und Sprüchen, die sofort klarmacht: Entweder wird das peinlich – oder legendär. Dazwischen: Ulla.

Ulla war die Art Frau, die Räume betritt, als gehörten sie ihr sowieso. »Das ist Ingo«, sagte sie, ein bisschen stolz, als würde sie mir einen Neuwagen vorstellen.

»Äh, Ingo ...«, setzte ich an.

»Thorsten«, behauptete er.

Wir schauten uns an, lachten, und ich schwöre bis heute, dass wir beide in diesem Moment beschlossen haben, die Sache mit den Namen künftig nicht mehr so eng zu sehen. Wir waren auf einer Welle, es passte einfach. Ulla war schnell vergessen. Die Schnittmenge unserer Interessen war deutlich interessanter:

Musik, Autos, Motorräder – und Bier. Wir blieben in der Küche hängen, weil dort das Wichtigste stand: das leerer werdende Fass. Das Bier floss immer schneller, die Sprache immer langsamer, aber genau dadurch wurde alles lustiger. Sätze begannen in einem Thema und landeten in einem völlig anderen. Irgendwo zwischen »XT 500« und »BMW 2002« tauchte plötzlich die Frage nach dem Sinn des Lebens auf, wurde kurz diskutiert und dann wieder gegen eine Runde Nachschub eingetauscht. Irgendwann wurde es draußen hell. Die Sonne tastete sich schüchtern über die Fensterbank, als wolle sie fragen, ob hier überhaupt noch jemand zuständig sei. »Ich bring euch jetzt nach Benrath«, verkündete Ulla, leicht unausgeglichen. Man merkte, sie war mit ihrer Gastgeberinnenenergie langsam am Ende. Von der Autofahrt bekam ich nicht mehr viel mit. Ich erinnere mich an blinkende Ampeln, ein Straßenbahngleis und das Gefühl, dass der Sitz versuchte, mich zu umarmen.

Dann lag ich auf irgendeiner Matratze, halb Mensch, halb Fossil, und hörte ein ungewohnt elegantes Geräusch: einen Aufzug. »Wir gehen schwimmen!« Ich fing im Liegen eine mir entgegenfliegende Badehose, und langsam dämmerte mir: Wir waren nicht in irgendeiner Studentenbude. Wir waren bei Ingo. Der Fahrstuhl und der Pool gehörten zur Familienvilla. Benrath eben.

Benrath, das war damals für mich: Düsseldorf, nur in »reich«. Schloss in der Nähe, viel Grün, noch mehr gepflegte Vorgärten. Ein Viertel für Leute, die zwar »Düsseldorf« sagen, aber nicht wie Düsseldorf-Kopie aussehen wollen, sondern eher wie der Prospekt von »besser wohnen«. Das Schwimmen tat gut. Das Chlor fraß sich durch den Restalkohol, der Kopf wurde langsam klarer, der Körper wieder sowas wie funktionsfähig. Raus aus dem Wasser standen wir in der Poolhalle. »Wir schießen ein paar Bälle auf die Wand«, erklärte Ingo, als wäre das der normale Umgang mit Kunst und Einbauten. Die Herausforderung: zwischen den wertvollen Kristalllampen hindurchschießen, ohne sie der Physik und der Schwerkraft auszusetzen. Natürlich war das eine Frage der Zeit. Ein Ball, ein leicht übermotivierter Schuss, ein minimal falscher Winkel – und schon war die Kristalllampe nicht mehr Dekoration, sondern Hauptdarstellerin in einem Zeitlupenfilm. Sie löste sich von der Wand, rutschte langsam, ganz langsam nach unten, jede Facette ein kleiner Sonnenaufgang, bis sie schließlich auf dem Boden ankam. Ingo starrte kurz auf die Scherben und nuschelte dann:

»Das merkt meine Mutter gar nicht.« Ich wusste in dem Moment, dass er sich irrte. Aber ich mochte seine Zuversicht. Was wir an diesem Wochenende einleiteten, sollte sich zu einem Ritual entwickeln, das unsere frühen 80er prägte. Fast jeden Samstag fuhr ich nach Düsseldorf. Ingo wartete vor dem Haus, die XT 500 ungeduldig knatternd neben ihm. Das Ding war weniger Motorrad als mechanisierte Explosion: Einzylinder, Kickstart, der Sound irgendwo zwischen Presslufthammer und schlecht gelauntem Traktor. Wir setzten uns auf die XT, und dann ging's in die Altstadt. »Die längste Theke der Welt« war damals nicht nur ein Werbespruch, sondern eine ernsthafte Drohung an jede Leber. Anfang der 80er traf man Campino noch an der Theke im Ratinger Hof. Er stand da wie alle anderen, nur mit einer Spur mehr »egal«. Dass aus der Truppe irgendwann »Die Toten Hosen« würde, wusste damals keiner so genau – aber irgendwie fühlte sich alles schon nach »später mal Legende« an. Wir waren im »Weißen Bären« Stammgäste. Stammgäste, das hieß: Man kannte uns – oder zumindest unsere Silhouetten im Rauch. Die Sichtweite lag bei ungefähr zweieinhalb Metern. Zigarettenuqualm, Dunst, Gespräche, Gelächter,

Klirren – als würde man in einer Mischung aus Kneipe und Nebelmaschine leben. Umgebungskontakt war schwierig, aber wir hatten ohnehin genug zu erzählen. Ulla war längst abgehakt. Nicht böse, nicht dramatisch – einfach abgehakt.

Stattdessen widmeten wir unsere Gespräche jetzt konsequent einem anderen gemeinsamen Interesse: Autos und Motorräder. Wir analysierten Tankstellen, probefuhren in Gedanken Porsche, stritten über die Vorzüge von BMW gegenüber Mercedes und waren uns gleichzeitig einig, dass wir uns beides sowieso nicht leisten konnten. Aber darum ging es ja nicht. Es ging ums Träumen, ums Spinnen, ums »wenn wir mal groß sind«. Dazu tranken wir das Düsseldorfer Traditionsgetränk aus 0,3er Gläsern: Altbier. Keine hippen Craft-Biere, kein IPA, kein »mit Zitrusnote«. Einfach Alt. Dunkel, ehrlich, direkt.

Wenn der Pegel stimmte, kam der Moment, der irgendwann zum festen Programmpunkt wurde. »Nach Hause«, befahl Ingo. Das war das Startsignal für Teil zwei des Abends: die Taxifahrt. Wir suchten uns ein Taxifahrer-Opfer. Meistens einen, der schon in der Warteschlange so aussah, als wäre er mit seinem Umsatz, seinem Leben und der Welt im Allgemeinen unzufrieden. »Für'n Zwanziger nach Benrath«, sagte einer von uns mit der Unschuldsmiene eines Ministranten. Der ohnehin genervte Taxifahrer murrte irgendwas von »reiche Schnösel«, »Altstadtkinder« oder »ihr spinnt doch alle«, aber am Ende sagte er dann immer: »Steigt ein.« Geld ist ein gutes Argument. Wir ließen uns in die weichen Sitze des 240 Diesel fallen – dieser typische Mercedes-Taxisessel, auf dem schon Generationen von Nachtschwärmern zusammengesackt waren. Ingo schief grundsätzlich nach fünf Minuten ein. Es war sein persönliches Taxiritual: einsteigen, grinsen, weg. Kurz vor Benrath kam dann zuverlässig die Frage von vorne:

«Welche Straße?» Ich stupste Ingo an. »Ingo ... Ingo ...« Keine Reaktion. Nur ein Geräusch, das irgendwo zwischen Schnarchen und tiefenentspanntem Motorlauf lag. Bevor die Laune des Taxifahrers endgültig kippte, stiegen wir aus, gaben ihm den 20-DM-Schein und wankten den Rest zu Fuß. Benrath war nachts erstaunlich ruhig. Man hörte unsere Schritte, unser Lachen – und irgendwo in der Ferne den Rhein. Zuhause angekommen, war der Abend selten sofort zu Ende.

»Ich zeige dir jetzt, wie man Bier in der Sauna trinkt«, sagte Ingo mit dem Tonfall eines Professors, der den Satz des Pythagoras erklären will. Wir saßen also in der Sauna, schwitzten wie Rennpferde und hielten Bierflaschen in der Hand. »Damit der Flaschenhals nicht platzt, musst du die Flasche beim Trinken drehen«, erklärte er fachmännisch. Es klang nach Physikseminar – und funktionierte. Zwischendurch

spielten wir wieder Fußball. Natürlich wollte Ingo diesmal die verbliebenen Kristalllampen nicht treffen. Das klappte etwa so gut wie beim ersten Mal. Nur dass diesmal seine Mutter definitiv merkte, was passiert war. Mütter haben für sowas eingebaute Sensoren. Der Sonntag gehörte dann einem weiteren festen Programmpunkt: Auto Becker. Auto Becker war in Düsseldorf so etwas wie der Zoo für Autos, die man sich nie leisten konnte. Mercedes, Porsche, Ferrari – alles, was PS hatte und nach »später, wenn ich reich bin« aussah, stand dort fein säuberlich aufgereiht. Wir schlenderten zwischen den Reihen, kommentierten Farben, Felgen, Leder. Wir verglichen Datenblätter, als wären wir kurz davor, eine Entscheidung zu treffen. In Wahrheit entschieden wir nur, welchen Wagen wir am liebsten hätten, wenn wir irgendwann das Geld dazu hätten – also ungefähr im nächsten Leben. Unsere Wochenenden verliefen nach Plan: Samstag: Altstadt, Altbier, XT 500, Taxifahrt nach Benrath, Sauna, Kristallrisiko.

Sonntag: Auto Becker, große Träume auf vier Rädern. Waren wir damals schon Spießßer? Vielleicht ein bisschen. Wir hatten Rituale, feste Abläufe, Lieblingskneipen, Stamm-Taxifahrer (auch wenn sie uns hassten) und einen sonntäglichen Spaziergang zum Autohaus.

Aber wenn Spießßertum so aussah – nach Rauchschwaden, Altbier, XT-Knattern, Saunabier und glänzenden Karossen hinter Glasscheiben – dann konnten wir ganz gut damit leben. Und dass aus dieser rosa Jeans, diesem ersten Gespräch in einer verrauchten Küche und einer halb verschlafenen Taxifahrt eine Freundschaft werden würde, die über vierzig Jahre hält – das hätte damals keiner von uns geahnt.

Nicht mal Ingo.

KAPITEL 16

JORDANIEN TEIL 1 1982

Ein typischer Abend bei Freunden in Moers. Wir quatschten unqualifiziertes Zeug, sahen einen weniger anspruchsvollen Film. Handlung uninteressant, aber es ging um den nahen Osten, Scheichs, Auswanderer und Abenteurer. In meiner Bierlaune warf ich in die Runde, das mache ich auch. Wieder zu Hause las ich meine Fachzeitschrift »Das Dentallabor« – hier wurden neue Techniken und jede Menge Fachwissen publiziert. Ich las, wie immer von hinten, hier standen die wirklich interessanten Sachen... Auslandsanfragen, Karibik, Spanien, Asien und... »Beduinen, Wüste, Abenteurer, Sind Sie Keramiktechniker? Kommen Sie nach Amman – als erfahrener Laborleiter werden Sie unser mit deutscher Technik eingerichtetes Labor in Amman führen«. Das passte. Erfahrung? Ja... schließlich hatte ich gerade meine Ausbildung beendet. Zeit hatte ich auch – gerade erst bei der Bundeswehr gemustert, mit festem Termin zur Kampfausbildung... man wollte mich. Ich sah es als Option.

Sommer 1981, ich schrieb auf diese Anzeige. Es war mehr ein Versuch aus dem Bauch heraus, eine Initiativbewerbung Richtung Naher Osten. Ich wusste wenig über Jordanien, aber etwas an der Idee reizte mich. Vielleicht war es die Ferne, vielleicht einfach nur das Bedürfnis, alles hinter mir zu lassen.

Die Antwort kam schneller, als ich gedacht hatte. Eines Abends rief mich Husni Hanfiya, der jordanische Laborbesitzer, an. Die Verbindung war schlecht, das Gespräch kurz – zunächst vermutete ich einen Kumpel, der mich verarschen wollte, entsprechend antwortete ich – glücklicherweise hatte auch die andere Seite akustische Verständigungsprobleme. Aber er hatte Interesse. Ein paar Wochen später traf ich seine Frau Rosi in Düsseldorf – eine ruhige, freundliche Frau mit offenen Augen und deutscher Herkunft. Wir redeten nicht lange. Es war mehr ein vorsichtiges Abtasten, aber irgendetwas sagte mir: Das wird was.

Wieder zu Hause ging einige Tage später das Telefon... ich sollte kommen. Kurze Rücksprache beim Kreiswehrrersatzamt, welche Maßnahmen man bei Nichterscheinen zum Kampftermin ergreifen wollte: 300,00 DM Strafe. Ich sagte Rosi zu.

Zum Abschied gab es eine mittlere Party in meiner Feierstation in Rheinberg. Freunde, Kollegen, ein bisschen Wehmut... unglücklicherweise hatte ich mich einige Tage vorher noch in Petra verliebt. Es wurde spät, zu spät eigentlich – denn am nächsten Morgen sollte ich los. Den Autoschlüssel übergab ich einem Freund, den Wohnungsschlüssel bekam mein Bruder – irgendjemand musste ja auch die mittlerweile bekannte Partylocation betreuen...

Ohne Schlaf, benommen von der Nacht, stieg ich in Duisburg in den Zug. Ziel: Frankfurt Flughafen. Langsam wurde aus der totalen Coolness des Aussteigers Nüchternheit. Ich war allein, eine eilig gepackte Reisetasche in der Hand, ohne irgendeine Ahnung, was mich erwarten würde. Ein zurückgelassener Bruder, Freunde, Petra, meine Wohnung, mein Auto und – wie ich später erfahren musste – fahnenflüchtig. Bedauerlicherweise nahm ich auch noch den falschen Zug. Irgendwo in Wiesbaden merkte ich, dass etwas nicht stimmte. Ich hetzte um, erwischte irgendwie noch einen Zug zurück. Der Zeitplan war eng. Viel zu eng. Aber ich schaffte es.

Der Flug ging über Damaskus. Dort gab es eine Zwischenlandung – und ich, vom Vorabend noch immer leicht vernebelt und nicht eben nüchtern, stieg aus. Einfach so. Wahrscheinlich war ich überzeugt, angekommen zu sein. Erst auf dem Rollfeld wurde mir klar: Das war Syrien, nicht Jordanien.

Mit Glück – und vermutlich der Hilfe einer geduldigen Crew – fand ich wieder zurück an Bord. Der Restflug war ruhig. Ich wurde nachdenklich – ich war weder erfahren noch Keramiker. Bei einer in der Ausbildung gefertigten Krone...

Die Zusage meines Kollegen und Freundes, mir telefonischen Support zu geben, ließ mich einschlafen. In Amman stand Husni schon bereit. Er hatte mich tatsächlich persönlich abgeholt.

KAPITEL 16

JORDANIEN TEIL 2 VOM ZAHNTECHNIKER ZUM SCHEICH-MANAGER

Der erste Tag begann – wie sollte es anders sein – im Holiday Inn in Amman. Luxus mit 80er-Jahre-Charme, Teppichböden mit Abenteuer, und einem Frühstücksbuffet, bei dem die Oliven direkt neben den Cornflakes lagen.

Ich schlief erstmal aus. Der Magen hatte sich beruhigt, der Jetlag nicht – aber immerhin: Ich war bereit. Oder sagen wir ... bereit genug.

Am Vormittag stand dann die erste große Bewährungsprobe an: Abholung durch meinen Chef Husni, stilecht mit Fahrer. Ziel: das Dentallabor – meine neue Arena. Dort warteten schon die jordanischen Zahntechniker auf das, was sie sich unter einem deutschen Super-Techniker vorstellten: präzise, genial, mit geheimem Zahnschmelz in der Tasche.

Spoiler: Sie bekamen mich.

Die erste Aufgabe ließ nicht lange auf sich warten. Eine Unterkiefer-Frontzahnbrücke sollte es sein. Acht Zähne, von Vierer zu Vierer – eine Brücke so lang wie mein jetlagbedingter Gesichtsausdruck. Ich saß am Arbeitstisch, umringt von Technikern, die auf mein Können warteten wie auf die Erleuchtung.

Ich hatte:

- Null Ahnung vom Material,
- keine Ahnung vom Ofen,
- aber ein gutes Pokerface.

Ich erinnerte mich an das, was ich mal gesehen hatte – beim Zuschauen in Deutschland. Also begann ich, die Grundmasse aufzutragen. Irgendwie. Und irgendwie klappte es. Der Ofen machte Pling, nichts explodierte – ein voller Erfolg.

Ein Anruf in Deutschland hätte helfen können, aber 1982 wartete man fünf Stunden auf einen Rückruf. Also blieb ich allein – und machte einfach weiter.

Und siehe da: Die Brücke sah ... brauchbar aus! Zumindest applaudierte keiner – aber auch keiner schrie.

Fazit Tag 1: Ich hatte überlebt. Das Team respektierte mich.

Oder es hatte Mitleid – beides gut für den Anfang.

Als Krönung wurde an meiner Bürotür ein Schild angebracht:

»Manager« – kein Vorname, kein Titel. Nur »Manager«.

Ich war bereit für meine neue Rolle.

Husni verabschiedete sich für ein paar Tage – Geschäftstermine, Arabische Liga, Degussa und so weiter. Ich übernahm also. Das Labor, die Abläufe, das Taxi.

Denn ja – ich ließ mir die Arbeiten zur Chefkontrolle ins Büro bringen, nickte weise, und fuhr dann mit dem Taxi quer durch Amman zu den Zahnärzten, um als deutscher Zahntechnik-Botschafter meine Kreationen zu verteilen. Mit Handschlag, Lächeln und Zahngold.

Die folgenden Tage entwickelten sich zu einer Art dentalem Abenteuerroman mit mir in der Hauptrolle – unfreiwillig, aber immerhin stilvoll mit weißem Kittel.

Mein Chef Husni war inzwischen verschwunden – wahrscheinlich zur nächsten Messe oder zur Übergabe eines Degussa-Goldbarrens in Kuwait. Ich hingegen hatte nun das Zepter in der Hand – und, viel beängstigender: einen Zahnarztbohrer.

Es dauerte nicht lange, da sollte ich nicht nur zahntechnisch glänzen, sondern auch noch als Dentalbotschafter der Bundesrepublik Deutschland auftreten. Und das bedeutete: Außendienst mit Taxis, Zahnarztbesuche, und Märchenstunden.

Denn kaum saß ich im Behandlungszimmer eines der angeschlossenen Zahnärzte, wurde ich auch schon mit neugierigen Fragen überschüttet:

»Where in Germany do you come from?«

ich: »From Moers.«

Blick: Leicht verwirrt.

Also sagte ich irgendwann einfach: »Black Forest.« Das kannten alle. Schwarzwald. Kuckucksuhren. Kirschtorte. Bäume. Ich war ein deutscher Klischeebotschafter, ohne je da gewesen zu sein.

Doch mit Reden war es nicht getan. Die Zahnärzte – zwar nett, aber sichtlich nervös – wollten, dass ich selbst Hand anlegte. Die erste Krone sollte ich einsetzen. Kein Zahnarthelfer weit und breit. Kein steriles Feld, keine Absaugung, keine Musik zur Beruhigung. Nur:

– Der Zahnarzt,

– Ich,

– Und etwa acht wartende Patienten, die um den Behandlungsstuhl herumstanden wie bei einer Oper.

Willkommen zur Live-Demonstration.

»You will do it?« fragte der Zahnarzt.

Ich nickte – außen ruhig, innen tosendes Chaos.

Er fragte erneut: »You will do it!?!«

Ich: »Yes. Sure.«

(Was hätte ich sonst sagen sollen – »Nein, ich bin nur zur Dekoration hier?«)

Und so kam es, dass ich inmitten dieser Szene – schwitzend, unter Beobachtung von mindestens zwölf dunklen Augenpaaren – meinen ersten echten Zahn beschliff.

Kein Modell, kein Phantomkopf. Ein echter Mensch.

Der Patient verzog das Gesicht. Der Zahnarzt schluckte. Ich lächelte – wie ein Tourist im Haifischbecken.

Aber siehe da: Die Krone passte. Der Patient nickte. Die Anwesenden klatschten zwar nicht, aber ich hätte es mir verdient. Ab diesem Tag war ich nicht nur Manager, sondern Kronenkrieger, Mutmacher und Möchtegern-Zahnarzt – in Personalunion. Einige Tage später sollte die Dentalmesse in Amman, mit dem eigenen Degussa Messestand vorbereitet werden ...

KAPITEL 16

JORDANIEN TEIL 3

Die Vorbereitungen für die Dentalmesse verliefen, sagen wir mal, improvisiert professionell. Madi verstand zwar kein Wort von dem, was ich ihm sagte, aber er lächelte stets breit, nickte eifrig und schien intuitiv zu erfassen, was zu tun war. Vielleicht war es auch Glück. Ich zeigte auf eine Kiste mit Materialien, er trug sie wortlos dorthin, wo ich sie nicht hingewollt hatte – aber immerhin war Bewegung drin.

Wir stellten Plakate auf, vorgeschrieben, ohne meine Erkenntnis, was wirklich drauf stand. Degussa konnte ich lesen, das einzige, was nicht in arabischen Buchstaben geschrieben war. Noch einer, der wohl vor Messebeginn Einlass hatte, konnte das wohl lesen. Plötzlich bewegte sich Madi mit wilden Armbewegungen, wild gestikulierend, und zeigte auf eine Truppe schwerbewaffneter Menschen. Er rief so etwas wie: »Tossten, de King, de King!«

Bevor ich mich geehrt fühlte, stand er da: König Hussein von Jordanien, umringt von Männern mit Kalaschnikows, in ziviler Kleidung, aber eindeutig bewaffnet und wachsam. Trocken gab er mir die Hand: »Gutten Tack.«

Schockiert, begeistert, verbeugte ich mich leicht und wir wechselten ein paar englische Sätze. Ich erklärte ihm mein Fachwissen über Dentalgold, über meine Arbeit – und natürlich über meine Heimat, die er offenbar kannte: Black Forest, der Schwarzwald. Er nickte, lächelte höflich und entschwand so schnell, wie er aufgetaucht war. Ein unvergessenes Erlebnis.

Er war im Übrigen angemeldet, sich den Messestand der Degussa-Vertretung in seinem Land anzusehen. Husni hatte es schlicht und einfach vergessen. Das ist Arabien.

Abends war Madi für mich zuständig. Er führte mich durch die Straßen von Amman, als sei ich ein verlorener Bruder. Die Kinobesuche waren ... kurios. Einmal saßen wir in einem arabischen Liebesdrama – ich verstand kein Wort, Madi wischte sich zum Schluss eine Träne aus dem Augenwinkel. Ich tat es ihm gleich, einfach weil es sich richtig anfühlte.

Eines Abends brachte er zwei junge Frauen mit – wohl Cousinen von ihm oder

Bekannte aus dem Viertel, ich verstand es nicht ganz. Sie sprachen auch kaum Englisch, aber wir saßen zu viert auf einer Cafétterasse, tranken süßen Tee, und ich merkte: Man kann auch ohne Sprache kommunizieren. Ein Blick, ein Lächeln, ein gemeinsames Lachen über ein falsch verstandenes Wort – es reichte.

Zur Messe selbst kam Husni dann doch am ersten Ausstellungstag, in strahlend weißem Anzug, mit Sonnenbrille und dem typisch selbstbewussten Lächeln. Er warf einen prüfenden Blick auf unseren Stand, sah Madi und mich, klopfte mir auf die Schulter und sagte auf Arabisch etwas, das klang wie Lob – oder Erleichterung. Ich nickte einfach.

Dass ich mit einem arabischsprachigen Hilfsarbeiter, ohne gemeinsame Sprache, eine komplette Messevorbereitung gestemmt hatte – das war vielleicht keine Meisterleistung im klassischen Sinne. Aber für mich war es ein kleiner Triumph.